Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 13

Artikel: Die Tote vom Kum-Daria : ein Erlebnis
Autor: Hedin, Sven
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668915

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Tote vom Kum-Daria

Ein Erlebnis von Sven Hedin

Wer nicht selbst durch die Gobi gezogen ist, kann sich keinen Begriff von ihrer Oede und Einsamkeit machen. In verschwindend geringer Zahl leben noch wilde Kamele und Pferde, sowie wilde Esel und Antilopen in jenen Gegenden der Wüste, die ihren genügsamen Gästen spärliche, vertrocknete Sträucher und schütteres Steppengras bieten.

Im übrigen dehnt sich der graugelbe Boden nach allen Richtungen Hunderte von Meilen weit über den Rand des Horizonts, bald glatt wie der Meeresspiegel, bald flache Wellen bildend, die Meeresdünungen nach harten Stürmen gleichen. In manchen Gegenden ist der Boden mit feinem Kies oder mit Staub bedeckt, während er in anderen unter mächtigen Haufen von Flugsand verschwindet. Der Sand wird nämlich vom Winde zu Wogen getürmt, die in der Windrichtung wandern.

Das Merkwürdige an der Wüste Gobi und namentlich dem Teil derselben, der zu Ost-Turkestan gehört, ist aber, daß es dort auch einen Fluß und einen See gibt, die wandern. Der Fluß heißt Tarim, und der wandernde See Lop-Nor. Der Tarim fließt von Osten nach Westen durch die Sandwüste, und schon vor zweitausend Jahren wußten die Chinesen, daß dieser Fluß in dem am Nordrand des ödesten Teils der Wüste gelegenen See Lop-Nor sein Ende erreicht.

Die ersten Europäer, die nach dem Lop-Nor suchten, fanden den See am Südrand der Wüste, und erneute Forschungen ergaben, daß sich am Nordrand der Wüste ein ausgetrocknetes Flußbett und ein ebenso ausgetrocknetes Seebecken vorfanden, ja sogar die Ruinen einer uralten Stadt. Der Fluß und der See hatten vor 1600 Jahren plötzlich ihr uraltes Bett verlassen und waren südwärts gewandert. Da wurde auch die Stadt von ihrer Bevölkerung verlassen und der Vergessenheit preisgegeben.

Am 28. Mai 1900 führte mich ein glücklicher Stern zu diesen alten Ruinen, und ich fand in einem der Häuser eine Menge Schriften und Briefe auf Holz und Papier, die mir viele wertvolle Aufschlüsse über die Stadt und ihre Schicksale gaben und unter anderem auch verrieten, daß ihr Name Lon-Lan gewesen war.

Auf meiner vorletzten Reise im innersten Asien erfuhr ich von Eingeborenen des Wüstenrandes, daß der unterste Teil des Flußlaufes des Tarim und der See Lop-Nor im Jahre 1921 nach dem Norden zurückgewandert waren und die alten Betten wieder mit Wasser gefüllt hatten, während der südliche See und Fluß ausgetrocknet waren und den Wellen der Sanddünen Platz gemacht hatten.

Meine letzte Expedition 1933—1935 führte mich wieder in diese Gegenden, und ich beschloß, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob der Fluß und der See wirklich in ihre ursprünglichen Betten im Norden zurückgekehrt waren.

Auf diese neue Entdeckungsreise nahm ich nur eines der chinesischen Mitglieder unserer Expedition mit, Herrn Chen, einen chinesischen Koch, einen russischen Kosaken, zehn Ruderer von türkischer Abstammung, sowie den Hund Tagil. Wir kauften zehn aus Pappelstämmen ausgehauene Kanoes, die zum größten Teil mit Proviant, Mehl, Reis, Gemüse, Konserven und lebenden Schafen beladen wurden, denn an diesem erst vor 16 Jahren neuentdeckten Fluß lebt keine Menschenseele, und das Land, das er durchfließt, ist die verlassenste aller Wüsten der Erde.

Nur die ersten Tage, als der Fluß noch in demselben Bette floß wie vor 1600 Jahren, wurden wir von der Strömung zwischen grünenden

Wäldern, Sträuchern und dichtem Schilfbestand weitergetrieben. Aber als wir den Punkt erreicht hatten, wo das strömende Wasser mit unaufhaltsamer Kraft den linken Uferdamm durchbrochen und sich einen neuen Lauf durch die Wüste gebahnt hat, hörten Waldungen und Gebüsche mit einem Schlage auf, und das leblose Schweigen der Wüstenei umschloß uns von allen Seiten.

Nahezu zwei Monate lebten wir tagaus tagein, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf diesem seltsamen Fluß, dessen Lauf uns immer weiter nach Osten führte. Die Kanoes waren paarweise oder auch zu dritt der Breite nach zusammengebunden, um fest auf dem Wasser zu liegen und nicht mit dem Proviant, den Instrumenten und uns selbst hin und her zu kollern. Entweder stehend oder auch im Kiel und Achter kniend, ziehen die Ruderer ihre breiten Schaufeln durchs Wasser, und wie Wildenten schwimmen wir immer tiefer in das Reich des feierlichen Schweigens und des Todes.

Diese Fahrt über den Wüstenfluß Kum-Daria war eine der wunderbarsten und spannendsten, die ich je unternommen habe. Auf den verlassenen Ufern, an denen kein Lebewesen zu sehen war, fanden wir oft Scherben von Tongefäßen, Krügen, Schalen und Schüsseln, die vor Jahrtausenden von Menschen verwendet worden waren. Einmal sahen wir ein Haus, von dem nur die aufrecht stehenden Pfähle und der untere Teil der Mauern übrig war, ein Bauernhof mit vier Zimmern und einer Einzäunung für die Schafe. Es war die letzten 2000 Jahre nicht bewohnt gewesen.

Aber das Merkwürdigste, was wir entdeckten, waren doch die alten Gräber an den verschlungenen Deltaarmen des Flusses. Sie sind in die Lehmablagerungen eingesenkt und liegen zehn bis zwanzig Meter über dem Wasserspiegel. Wir gruben mehrere solche Gräber aus. In einem davon, einem Massengrab, fanden wir fünfzehn Tote. Ein anderes enthielt einen einzigen Sarg, aus einem Pappelstamm gehauen, so wie die Kanoes, nur viel kürzer. Er war mit einem Deckel aus zwei Brettern verschlossen. Wir schaufelten die Lehmerde weg und hoben den Sarg aus dem Grab.

Nachdem der Deckel und ein Tuch entfernt waren, lag die Tote vor unseren Augen da. Sie, die zweitausend Jahre im Sarge geschlafen und noch nie in ihrem Schlummer gestört worden war, war ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren, in kostbare Seidengewänder gehüllt und mit einer turbanartigen Kopfbedeckung. Vermutlich war sie aus Indien gekommen, zu jener Zeit, als Lon-lan noch in Handelsverbindung mit dem reichen Lande südlich des Himalaya stand.

Ihre Leiche war gut erhalten, trotz der zwanzig Jahrhunderte, die über diese einsamen Gefilde hingezogen waren, wo sie so lange und so tief geschlummert hatte. Ihre Gesichtsfarbe war hell, beinahe weiß, auf den Wangen zögerte ein kaum merklicher Rosenschimmer, und um die Mundwinkel lag ein Lächeln, eine letzte Erinnerung an das helle, farbenfrohe Leben bergend, das sie gelebt, und die Freuden, die sie unter den Aprikosenbäumen in den Gärten Lon-lans gekostet hatte.

Als ihr Antlitz entblößt war, wurde es ganz still unter den sonst stets lachenden, scherzenden und singenden Ruderknechten, die im Kreise um die unbekannte Prinzessin standen.

Fast achtmalhunderttausend Tage und ebenviele Nächte hatte sie im tiefsten Frieden geschlummert, bis sie nun in späten Zeiten von einer Schar rauher Männer geweckt wurde, die rings um sie standen und ihre scheuen, träumerischen Züge betrachteten.

Stundenlang hielt sie uns gefangen. Wie ein glühender Goldschild hing die Sonne verweilend am abendlichen Horizont und schien sich ebenso schwer wie wir von dem holden Anblick des schlafenden jungen Mädchens loszureißen. Die Dämmerung schlich heran, und die Abendschatten breiteten ihre Trauerflöre über das alte Märchenland.

Grausam überließen wir sie der Nacht und zogen uns in unsere Zelte zurück. Am nächsten Morgen wollten wir sie im Angesicht der Sonne weich in den Sarg betten und sie der Ruhe des Grabes wieder anheimgeben, nachdem sie seit zweitausend Jahren eine einzige Nacht ihre Blicke zu den ewigen Sternen emporwenden durfte.